

[Spa:rkassøn]

seit 1906



: FAIL FORWARD –
VORWÄRTS SCHEITERN
Seite 6

: „DER HERRGOTT HAT SICHER
KEINE BANKENABTEILUNG“
Seite 10

: DAS ZEITALTER DER
SHARING ECONOMY
Seite 22

ÖSTERREICHISCHE SPARKASSEN-ZEITUNG

FACHBLATT DES HAUPTVERBANDES DER ÖSTERREICHISCHEN SPARKASSEN

Folge **Eine geschichtsträchtige Zeitung.** 54

41. Jahrgang

Inhaltsübersicht

IM DIENSTE DER SPARKASSEN. Seit ihrem ersten Erscheinen im Jahr 1906 nimmt die Österreichische Sparkassenzeitung die Rolle als Gedächtnis der Sparkassen ein. Sie ist zugleich ein unerschöpfliches Archiv an Artikeln und Meinungen und – mit kurzen zeitlichen Abständen, in denen sie nicht erschien – immer ein wichtiges Kommunikationsmittel zur Identitätsstiftung, zur Vermittlung wirtschaftlichen Wissens und rechtlicher Informationen gewesen.

Diese wichtigen Aufgaben wird die Sparkassenzeitung auch in Zukunft mit großem Ehrgeiz erfüllen.

| | |
|---|-----|
| Ein- und Ausfuhr jugoslawischer Banknoten | 159 |
| Verfahren gegen die öffentliche Hand | 159 |
| Versicherung der Bediensteten | 159 |
| Berichtigung | 160 |

Gesetze und Verordnungen:

| | |
|--|-----|
| Bundesgesetz vom 29. Juni 1954, womit Bestimmungen über die Mietzinsbildung für nicht dem Mietengesetz unterliegende Räume getroffen werden, BGBl. Nr. 132 | 160 |
|--|-----|

Verbände und Versammlungen:

| | |
|---|-----|
| Protokoll über die Vollversammlung des Hauptverbandes der Österr. Sparkassen am 22. Juni 1954 | 161 |
|---|-----|

Bücher und Broschüren:

nimmt die Durchführung eines Zinstufwechsels mehrere Wochen in Anspruch. Es überlagern sich Schwierigkeiten alltagsbekanntem Zustand einer Atmosphäre, von der die Sparkasse nicht unberührt bleibt, wenn der Abschluß bzw. die Bearbeitung fertig ist und stimmt. Fast scheint wiederkehrende Situation in den Sparkassen unabwendbar ist und es zu dem traditionellen Geplagenheiten unseres Berufes gehört, den Jahresabschluss mit dem Schreibtisch zu verbringen und auch sonst bei gewissen Anlässen oft wochenlang andauernde Überstundenarbeit zu leisten.

Die nachstehenden Gedanken und auch der Bericht über die bezüglichen praktischen Erfahrungen in einer niederösterreichischen Sparkasse sollen nun zeigen, daß mit dieser Tradition gebrochen werden kann, wenn nur Organisation und Betriebstechnik zusammenstehen und zunächst der Mut aufgebracht wird, neue zeitgemäße Wege zu beschreiten.

„Vorarbeiten besser als Nacharbeiten!“ Damit wird zum Ausdruck gebracht, daß es erprobenswert ist, am Abschluß- bzw. Stichtag mit einer Massenarbeit zunächst fertig zu sein. Die üblichen Arbeitseinteil-

IMPRESSUM UND OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ: Bezeichnung des Mediums: Österreichische Sparkassenzeitung; Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Österreichischer Sparkassenverband, Grimmelshausengasse 1, 1030 Wien, E-Mail: info@sv.sparkasse.at; Generalsekretär: Mag. Michael Ikrath; Präsident: Dr. Gerhard Fabisch; Chefredakteur: Armand Feka; Redaktion: Milan Frühbauer, Stephan Scoppetta, Bastian Kellhofer, Nicola Frimmel, Karin Berger, Christian Hromatka; Produktion/Litho/Druck: Bernsteiner Media GmbH, Rautenweg 10, 1220 Wien, www.bernsteiner.at; Art Direktion/Gestaltung: Dina Gerersdorfer, www.gerersdorferdesign.at; Offenlegung gemäß § 5 ECG und gemäß § 25 Mediengesetz: <http://www.sparkassenverband.at/de/Impressum>; gedruckt nach der Richtlinie „Druckerzeugnisse des Österreichischen Umweltzeichens“, Bernsteiner Print Company GmbH, UW-Nr 922



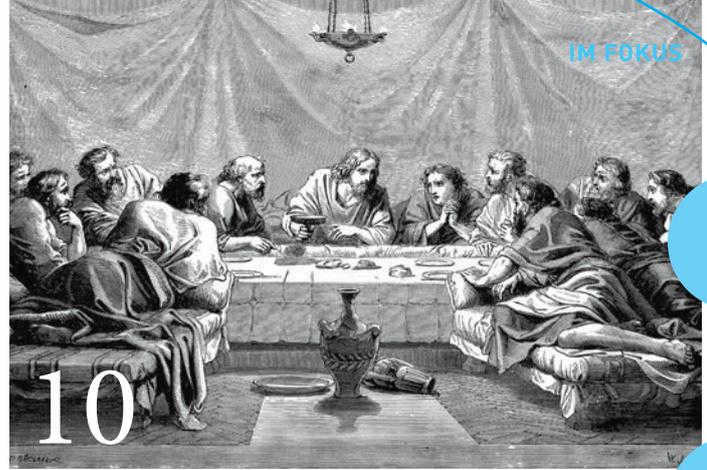
[ˈʃpa:rkassən] INHALT



6



16



10



26

● IM FOKUS

● 4

Forum

● ECONOMY

● 6

„Fail forward – vorwärts scheitern“

Aus wirtschaftlichen Niederlagen lernen

10

„Der Herrgott hat sicher keine Bankenabteilung“

Interview mit Gerhard Fabisch und Franz Küberl

12

Mechanisches Tasten nach der Zeit
Die österreichische Uhrenmanufaktur Montre Exacte

14

Darf's ein bisschen weniger sein?
Staatsaufgaben und das schwierige „Streich-Konzert“

15

Es gilt die Schuldvermutung
Kommentar Michael Ikrath

● LAND UND MÄRKTE

● 16

Die Wiederauferstehung des Dorfes
Das Dorf ist tot, es lebe das Dorf!

18

Berlin, London oder Wolkersdorf
Start-up-Kultur in ländlichen Regionen

20

Arsenal Testhouse
Mit kontaktlosen Kartenlösungen in die Zukunft

21

Fernab jeder Metropole
Junge Talente und ihre Förderung

● WERTE

● 22

Geteilte Freude ist doppelte Freude
Der Siegeszug der Sharing Economy

24

Bis zuletzt leben
Ehrenamtliche Hospiz- und Palliativarbeit

● FINALE

● 26

Fünf Fragen an ...
The Makemakes

Von Bastian Kellhofer

„FAIL FORWARD – VORWÄRTS SCHEITERN“



Das Team des österreichischen Start-ups Anyline musste erst durch die Tretmühle bevor es zum Erfolg fand.

Charakterbildend und lehrreich: scheitern bedeutet, außergewöhnliche Erfahrungen zu sammeln. Das Stigma des Scheiterns zu überwinden, ist für viele UnternehmerInnen aber oft nahezu unmöglich. Dabei gehört das „Fallen und Wiederaufstehen“ zum Erfolg dazu. Es wird höchste Zeit, umzudenken.

Scheitern – in Stücke zerbrechen, auseinanderfallen. Im etymologischen Kontext klingt dieses Wort genauso dramatisch, wie es sich in der Realität anfühlt. Den Traum an die Wand fahren, ein liebgewonnenes Vorhaben endgültig absagen, die Sachen packen, ausziehen. Manchen versagen die Nerven: wegen ausbleibender Zahlungen, wegen Amtsbriefen („in hektischen Zeiten eine Überweisung vergessen ...“), wegen einer schleppenden Akquise, horrender Rechnungen, der hohen Privatentnahmen. Am Ende bleibt der Konkurs als bitteres Resultat: Laut Kreditschutzverband KSV erleiden 5.500 UnternehmerInnen in Österreich jährlich dieses Schicksal. Ein klebriges Konvolut aus Mahnungen, Vollzugsbescheinigungen und gesperrten Bankkarten. Die Folgen sind psychologisch und gesellschaftlich verheerend: einerseits ein Gefühl der Ohnmacht, andererseits die Stigmatisierung beim steinigen Weg zurück zum unternehmerischen Erfolg. Es sind keine rechtlichen Fesseln, die den

Gescheiterten davon abhalten, ein neues Unterfangen zu starten, wieder selbständig laufen zu lernen und den Schuldenberg abzutragen. Meist sind es gesellschaftliche. Der Stempel wird fest und mit voller Wucht aufgedrückt. Abwaschen wird erst nach Jahren möglich. Die Ächtung zieht sich vom äußersten sozialen Kreis bis in den innersten, die Familie. Der oder die Gescheiterte hat den Kredit verspielt. Weshalb hat Europa diesen Umgang mit der Niederlage kultiviert? Der russische Literat Anton Tschechow lässt sich mit dem Satz zitieren: „Man müsste Gott selbst sein, um Erfolg von Misserfolg unterscheiden zu können“. Wie viel einzigartiges Wissen liegt im Zusammenbruch verborgen? Welche Schlüsse ziehen Gescheiterte letztlich aus ihrem Versagen?

UMSTÄNDE, DIE DEN UNTERSCHIED AUSMACHEN

„Gleich zu Beginn meines Lebens habe ich zweimal im Lotto gewonnen“, sagt Lukas Kinigadner, Gründer des – mittlerweile – erfolgreichen Start-ups Anyline. „Das war erstens meine harmonische Kindheit in Tirol und zweitens mein Geburtsjahr 1984. Durch diese glücklichen Umstände konnte ich in Jahrzehnten ohne Krieg, Not oder Hunger aufwachsen.“ Kinigadner definiert seine Herkunft als einen ersten Erfolg. Alles andere war Glück. Dass er in der Schule und auf der Universität Menschen fand, mit denen er sich gut verstand, ähnliche Hobbys teilte und später mit ihnen ein Unternehmen gründete. Dass er zum richtigen Zeitpunkt den richtigen Leuten vertraute, als es darum ging sein Geschäftsmodell umzustellen. Seitdem wurde aus der App-Schmiede 9yards, die Horoskope und Mondkalender auf das Smartphone brachte, Anyline: ein Unternehmen, das dank eigens entwickelter Technologie den digitalen Devices das Lesen beibringt – in Form einer neuartigen Scantechnologie. „Haben wir bislang Erfolg gehabt?“, fragt Kinigadner. „Wir haben Förderungen bekommen, haben Kontakt mit internationalen Konzernen, einen potenten Business Angel an Bord, aber noch lange keinen positiven Cashflow. Wir hangeln uns von Monat zu Monat.“ In den letzten Jahren sind Kinigadner und seine 15 MitarbeiterInnen vorwärts gestolpert. Sie haben dutzende Ideen gewälzt, ausprobiert und umgesetzt. Fast alle waren nur von kurzem Erfolg oder gingen komplett unter. Oft ging das Geld aus. Ohne die flammenden Motivationskünste von Kinigadner wäre das Start-up schon lange zerbrochen und die Anyline-ProgrammiererInnen und Web-DeveloperInnen wären sonstwo untergekommen.

„Wer aufhört, Fehler zu machen,
lernt nichts mehr dazu.“

Theodor Fontane, deutscher Schriftsteller und Poet

Machen wir uns nichts vor. Die Wahrheit ist: Scheitern ist schmerzvoll, verunsichert und ist meistens demoralisierend. Aber: Als existenzielle Grunderfahrung sind Niederlagen hilfreich für eine erfolgreiche(re) Zukunft.

EIN STÄNDIGES PROBIEREN BIS ZUR PERFEKTION

„Fail forward – scheitere vorwärts“, prangt in vielen Startup-Büros an den Wänden. Es ist ein integraler Bestandteil der neuen Unternehmenskultur, der das ökonomische System in den kommenden Jahren nachhaltig verändern wird. Denn nur in einem absolut riskanten Umfeld, befeuert durch den Enthusiasmus Einzelner, gepaart mit einer Portion Fleiß und einer noch größeren Portion Glück, entstehen wahre Innovationen. Entscheidend ist die ständige Wiederholung, das ständige Probieren, das ständige Scheitern, bis ein Produkt letztendlich perfekt ist. Diese Lektion mussten viele lernen. Steve Jobs warf in den frühen 80er Jahren den NeXT Computer auf den Markt und lernte so die Fallstricke des jungen Marktes kennen. Laut seiner Biografie halfen ihm all diese Misserfolge, um mit Apple letztendlich eine einzigartige Marke zu schaffen. Bill Gates gründete, einige Jahre bevor er zum jüngsten Selfmade-Milliardär der 80er wurde, die Firma Traf-O-Data, die – gelinde gesagt – mäßigen Erfolg hatte. Doch die Erfahrungen aus diesem Scheitern erwiesen sich als richtungsweisend für den Aufbau von Microsoft.

Die Wirtschaftswelt in den USA ist dem Scheitern gegenüber traditionell wohlwollender eingestellt als in Europa. Es wird sogar mit Erfahrung gleichgesetzt. In diesen Zeiten der technologischen Umbrüche wird es also Zeit umzudenken. „In fünf oder zehn Jahren werden große Konzerne kaum mehr Innovationen auf den Markt bringen können“, beschreibt Kinigadner die Wirtschaftswelt von morgen. Sobald starre Strukturen gewachsen sind, fehlt es an Flexibilität und dem Hunger nach Veränderung, den man nur unter prekären Umständen kennenlernt. Die Tendenz, dass Konzerne Innovationen von Start-ups zukaufen, wird weiter zunehmen. „Sie haben die Vertriebskanäle und die Kraft, etwas weltweit zu promoten, die uns Kleinen fehlt. Im Gegenzug entwerfen wir nach vielen Versuchen Produkte, die optimal in ihre Paletten passen. So wird in Zukunft die Wertschöpfung funktionieren“, erklärt Kinigadner.

Um diese neue Art des Wirtschaftens in Europa zu implementieren, müssen die Gesellschaften akzeptieren, dass nicht alle Unternehmen Erfolg haben werden. Einige werden straucheln und nicht wieder aufstehen. Aber die anderen, die die richtigen Schlüsse aus ihren Misserfolgen ziehen und weitermachen, sollten geschützt, gefördert und unterstützt werden. Damit Europa auch in der postindustriellen Zeit seinen Platz findet.

In unserer Serie „WIRTSCHAFT TRIFFT PHILOSOPHIE“ diskutieren Menschen aus Finanz, Philosophie und Kulturwelt über Themen, die die Gesellschaft bewegen.



Von Stephan Scoppetta

„DER HERRGOTT HAT SICHER KEINE BANKENABTEILUNG“

Gerhard Fabisch, Präsident des Sparkassenverbandes und Vorstand der Steiermärkischen Sparkasse und Franz Küberl, Direktor der Caritas Graz-Seckau über Geld und Seelenheil, Kapitalismus und ein Stückchen bessere Welt.

2008 WAR DIE WELT EINE ANDERE. ES GAB DIE FINANZKRISE UND DAMIT DIE GRÖSSTE KAPITALISMUSKRISE DER LETZTEN 100 JAHRE. WAS IST SCHIEF GELAUFEN?

Fabisch: Die Rahmenbedingungen haben sich verändert. Wir haben in der Vergangenheit übersehen, dass wir Ausgaben für sinnvolle Infrastruktur nur durch eine stetig wachsende Bevölkerung, eine steigende Verschuldung schultern konnten. Wenn die Bevölkerung nicht mehr wächst, der zusätzliche Nutzen von Investitionen sinkt und die Verschuldung hoch ist, dann beginnen Systeme zu kippen. Das ist 2008 passiert. Dass wir nicht in den Himmel wachsen können, ist uns heute allen klar.

HEISST DAS NICHT, DASS DER KAPITALISMUS GESCHEITERT IST?

Küberl: So radikal würde ich es nicht formulieren, aber es kam zu einer Entkoppelung von realer Wirtschaft und Geldwirtschaft, die wir zum Teil bitter bezahlt haben. Der Satz „Lassen Sie Geld für sich arbeiten“ stimmt eben nicht, ein Mehrwert ist nur durch reale Arbeit zu erreichen.

HAT DIE KRISE ZU EINEM UMDENKEN GEFÜHRT?

Fabisch: Nicht in dem Maße, wie es notwendig wäre. Zum Beispiel sollte die Tiefzins-Politik der EZB den Staaten helfen, Veränderungsprozesse zu bewältigen. Die meisten Staaten verwenden diese Politik aber nur dazu, die Problemlösung zu verschieben. Nur wenige nutzen derzeit die Chance, Veränderungsprozesse einzuleiten.

Küberl: Ich fürchte, es hat sich mental nichts geändert. Man muss eigentlich ernüchtert feststellen, dass wir heute nicht gescheitert sind als zur Zeit des Tulpen-Crashes im 17. Jahrhundert. Heute trifft es einfach mehr Menschen.



Gerhard Fabisch,
Präsident des Sparkassenverbandes

IM KAPITALISMUS STEHT DAS INDIVIDUUM IM VORDERGRUND: DIE FEHLSPEKULATION DER HYPO WURDE ABER AUF DIE STEUERZAHLERINNEN UMGELEGT. IST DAS FAIR?

Fabisch: Nein, das ist nicht fair. Aber eine so dramatische Krise war die Ausnahme von der Ausnahme. Man hat kein Instrument gehabt, mit diesen Dingen umzugehen. Man hat sich nicht darauf vorbereitet. Das war das große Problem. Die erste Reaktion war der Versuch, die Insolvenz einer Bank zu vermeiden, indem man Steuergeld einsetzt. Der fairere Weg wäre gewesen, dass die an der Bank beteiligten Aktionäre, Großgläubiger, Anleihegläubiger für die Schulden der jeweiligen Pleitebank einstehen müssen.

„Schafft man Arbeitsplätze, bekämpft man auch Armut – hier können Banken ihren Beitrag leisten.“

KÖNNTE MAN SAGEN, DER FINANZ-CRASH WAR GÖTTLICHE STRAFE?

Küberl: Nein, überhaupt nicht. Der Herrgott hat uns Kopf, Herz, Hirn und Intellekt gegeben. Er hat gesagt: „Freunde, ich habe euch alles zur Verfügung gestellt. Schaut, dass ihr was Gescheites daraus macht.“ Ich glaube nicht, dass der Herrgott eine eigene Bankenabteilung hat. Aber der Kern ist, dass viele Bankleute und Verantwortliche nachher darauf gekommen sind, wie viel Solidarität Wert sein kann. Es wäre meine Hoffnung, dass hier nun ein Lernprozess einsetzt.

JESUS MEINTE, MAN KANN NICHT ZUGLEICH GOTT UND DEM MAMMON DIENEN. VERDAMMT DIE BIBEL REICHTUM?

Fabisch: Aufgrund meiner Tätigkeit würde ich nicht um mein Seelenheil fürchten. Auch das Bankgeschäft, das wir betreiben, sehe ich nicht im Konflikt mit der Bibel. Zudem sind die Sparkassen seit ihrer Gründung eigentlich dem Gemeinwohl verpflichtet. Wenn man sich an unseren Grundsätzen orientiert, entsteht auch kein Konflikt.

Küberl: Die Bibel gibt der Bekämpfung der Armut und der Bekämpfung von Nöten den Vorrang. Im Buch der Sprüche Salomons heißt es: „Der Gerechte weiß um die Sorge der Armen.“ Die Bibel geht also davon aus, dass es Leute gibt, die mehr haben – aber dadurch tragen sie auch mehr Verantwortung. Aber ich würde sagen: Wenn man sich daran hält, dass der Gerechte weiß, was die Sorge der Armen ist, und man danach handelt, ist man auf der sicheren Seite.

ÖSTERREICH IST EINES DER REICHSTEN LÄNDER DIESER ERDE. TROTZDEM HABEN WIR SEHR VIEL ARMUT. WAS KANN EINE BANK DAZU LEISTEN, UNSERE WELT BESSER ZU MACHEN?

Fabisch: Schafft man Arbeitsplätze, bekämpft man auch Armut und hier kann eine Bank einen riesigen Beitrag leisten. Es geht nicht um Kapitalismus im eigentlichen Sinne, sondern um eine nachhaltige Entwicklung der Region, in der wir leben. Das sehen wir als unsere Aufgabe. Wir helfen mit einem Gründerzentrum zum Beispiel JungunternehmerInnen ihre ersten Schritte zu machen. Eine Sanierungsabteilung begleitet Unternehmen aus der Krise. Wir stehen Unternehmen in jeder Situation zur Seite, das ist unser ureigener Beitrag, der auch unserer Gründungsgeschichte entspricht.



Franz Küberl
Direktor Caritas Graz-Seckau

„Wir sind heute nicht gescheitert als zur Zeit des Tulpen-Crashes im 17. Jahrhundert.“

WELCHEN BEITRAG LEISTEN SIE, DAMIT DIE WELT EIN BISSCHEN BESSER WIRD?

Fabisch: Die Grundidee der Sparkasse war immer: Werte schaffen und nicht spekulieren. Aber die zusätzlichen Kosten für die Sicherung des Bankensystems werden trotzdem noch große Veränderungen mit sich bringen. Das wird Auswirkungen auf unser ganzes System haben. Ob die Welt dadurch gerechter wird, kann ich nicht sagen, aber wir bemühen uns jeden Tag, dafür unser Bestes zu geben.

Küberl: Wir alle müssen daran arbeiten, den Armen mehr Entwicklungschancen zu geben. Auch ich habe keine Patentlösung dafür parat, aber als Sozialhelfer arbeite ich jeden Tag daran, dass es in meinem Bereich ein paar Millimeter vorwärts geht, damit alle Menschen eine Chance haben und Menschen, die in Not sind, gerettet werden.

Von Werner Kraus

MECHANISCHES TASTEN NACH DER ZEIT

Die große Welt der Haute Horlogerie ist im niederösterreichischen Poysdorf zu Hause. Die Uhrenmanufaktur Montre Exacte fertigt, nach eigenem Konzept und eigener Konstruktion, Uhren nach gehobenen technischen Maßstäben.

Eine gute mechanische Uhr verkörpert die perfekte Mischung aus Schönheit und Ingenieurskunst. Eine sehr gute fügt der Mixtur die wertvollste Eigenschaft hinzu: absolute Präzision. Mit der Idee, eine eigene Uhr zu bauen, spielte Christian Umscheid, einer der 50 besten Uhrmacher der Welt, schon lange. Mit der Gründung der eigenen Uhrenmanufaktur Montre Exacte, unterstützt durch seine langjährige Hausbank, die Sparkasse Poysdorf, begann er 2012, den Traum zu verwirklichen. Im September 2013 konnte die Manufaktur Montre Exacte eröffnet werden. Jetzt wird die erste Uhr, die so genannte „Weinvierteluhr“, das Licht der Uhren-Welt erblicken.

Nach dem „österreichischen Weg“ der Uhrmacherei über die Lehre in Zistersdorf zog es den engagierten Uhrmacher Umscheid in die Schweiz, wo er für Audemars Piguet, einen der weltweit bedeutendsten Uhrenhersteller, im Bereich Service und Qualität tätig war. Danach folgte die Errichtung eines Ateliers in einem Schüttkasten – einem alten Getreidespeicher – in seinem Heimatort Herrnbaumgarten, wo er seiner Arbeit für Audemars Piguet vom Weinviertel aus nachging. „Mein Vater hat gesagt, du musst Uhrmacher werden, denn so viele Uhren, wie du als Kind zerlegt hast, kannst du dein ganzes Leben nicht mehr zusammenbauen“, erzählt Firmenchef Christian Umscheid heute. Der Name „Montre Exacte“ sagt schon viel über die Philosophie des Unternehmens aus: Die Genauigkeit steht im Vordergrund, sowohl in der Ganggenauigkeit als auch in der Verarbeitung. Die Liebe zur Materie garantiert seinen Kundinnen und Kunden Qualität und Exklusivität und damit Zufriedenheit. Dafür werden Arbeitsgänge und Produktionsstufen so lange verbessert, bis Funktion und Aussehen dieses Ziel erreichen.

ERSTKLASSIGES MEISTERWERK UNTER DEM MIKROSKOP

„Bei Uhren der Haute Horlogerie geht es nicht einfach um Gebrauchsgegenstände, sondern um die innere Haltung und die Grundeinstellung eines Menschen“, betont Umscheid. „Ein guter Uhrmacher muss sich viel Zeit nehmen, die Materie und alle Vorgänge in einer Uhr genau verstehen.“ Die Uhren der Haute Horlogerie zeichnen sich durch die Präsenz sämtlicher Komplikationen der Uhrmacherei aus. Bei einem Ewigen Kalender wird zum Beispiel ein Rädchen eingesetzt, das sich alle vier Jahre um sich selbst dreht und somit auch Schaltjahre berücksichtigt. Solche Funktionen beeinflussen natürlich auch alle anderen Vorgänge in der Uhr und müssen auf 1.000stel genau aufeinander abgestimmt werden. Wenn man nun die Dimension der Uhrenteile bedenkt, wird klar, dass der Uhrmacher viel Gefühl und Verständnis für die Materie benötigt, um ein erstklassiges Meisterwerk zu schaffen, das erst unter dem Mikroskop richtig sichtbar wird. Montre Exacte konstruiert im beschaulichen Poysdorf genau solche Uhren. Deren Grundlagen sind spezielles Wissen um technische Materialkombinationen, Verarbeitungsmethoden und vor allem um die Endfeinbearbeitung der Teile einer Uhr.

Die erste Uhrenkollektion, mit insgesamt 19 Modellen, trägt den Namen „Vierteluhr“. Die Grundideen für die Modell-Serie V1 sind von den Merkmalen der Kultur und Landschaft von Umscheids Heimat im Weinviertel in Niederösterreich geprägt. Für die Zukunft plant Christian Umscheid die Serie „Montre Exacte“ als sportlich-elegante Uhr, die in Konstruktion wie auch in Schliff, Politur und technischen Details Besonderheiten bietet. „Unser Kernthema bleibt dabei immer die extrem hohe Ganggenauigkeit“, betont Christian Umscheid. Danach folgt mit der Serie „Extreme Sport“ die nächste Herausforderung für Österreichs einzige Uhrenmanufaktur in Poysdorf.



Von Milan Frühbauer

DIE ANGST VOR DEM „STREICH-KONZERT“

„Regieren besteht im Festsetzen von Prioritäten.“ Dieser Spruch stammt von keinem der vielgeschmähten Neoliberalen, sondern von einem politisch Unverdächtigen: Harold Wilson, jahrelang Chef der britischen Labour Party und Premierminister Großbritanniens, brachte es auf den Punkt. Der allumfassend um das Wohl der BürgerInnen besorgte Staat braucht eine Prioritätenliste für seine Agenda.

Die Frage ist so alt wie die Staatsphilosophie selbst: Was sind die Aufgaben des Staates, und von welchen bereits übernommenen Verantwortungen muss er sich wieder zurückziehen? Unter „Staat“ sind die Gebietskörperschaften Bund, Länder und Gemeinden sowie andere öffentliche Institutionen gemeint – etwa die Sozialversicherungsanstalten oder Fördereinrichtungen.

In Österreich ist das Problem der Staatsaufgaben aktueller denn je. Das Land braucht für einen nachhaltigen Sanierungskurs bei den Staatsfinanzen einen Reformschub. Soll eine Verwaltungsreform nennenswerte Einsparungen bringen, dann geht das nur, wenn sich Bund, Länder und Gemeinden von einigen Aufgaben, die sie derzeit wahrnehmen, verabschieden.

Zur Neuregelung dieser Aufgabenkataloge gab es schon viele Anläufe. Dabei haben sich die besten Köpfe des Landes wochenlang in einem „Konvent“ den Kopf zerbrochen – doch es wurde nichts daraus. Einzelinteressen sowie die Angst vor Kompetenzverlust ließen die Konvente kläglich scheitern.

Wenn die Staatsschuldenquote bereits mehr als 85 Prozent der Jahreswirtschaftsleistung ausmacht, dann läuten die

Alarmglocken. Daher erschallt der Ruf nach dem „Abspecken“ bei den Staatsaufgaben. Vor allem bei der Sonntagsrede. Aber von Montag bis Samstag vergeht kein Tag, an dem nicht neue Forderungen an die öffentliche Hand gestellt werden. Beispiele aus nur einer Woche: Die Staatstheater wollen eine Valorisierung der Basisfinanzierung, die BürgermeisterInnen mehr Mittel beim Finanzausgleich, die SozialpolitikerInnen eine Anhebung der Pflegegeldsätze, VerkehrsexpertInnen eine Sanierung der teilweise desolaten Landesstraßen, BildungsexpertInnen mehr LehrerInnen für die Integration von Kindern mit Migrationshintergrund und MedizinerInnen eine vermehrte Übernahme von Kosten psychotherapeutischer Behandlung.

Es gibt aber auch Lichtblicke: In der Steiermark etwa hat die Landespolitik vor einigen Jahren begonnen, die Zahl der Gemeinden, der Bezirksgerichte und der politischen Bezirke spürbar zu senken. Das ist ein guter Beginn. Ein weiterer Schritt sind Gesetze und Verordnungen. Hier liegt viel Sparpotenzial im Detail. Wenn etwa ein Wiener Hotel mittlerweile rund ein Dutzend betriebsinterne „Beauftragte“ braucht (vom Lift über die Heizungswartung bis zur Prüfung der eingekauften Lebensmittel), dann wird klar, was allein im Gewerbebereich an Einsparungspotenzial schlummert.

Noch will keiner auf just jene Aufgabe verzichten, die aus seinem Interesse heraus der Staat unbedingt wahrnehmen müsse. Bleibt also noch die Hoffnung auf die „normative Kraft des Faktischen“, konkret: die knappen Mittel. Jüngst feierten wir 70 Jahre Zweite Republik. Dabei meinte der Zeitgeschichtler Prof. Oliver Rathkolb zur Staatsreform wörtlich: „Man sollte wieder einmal den großen Wurf versuchen.“ Man sollte nicht nur – man muss!

Von Michael Ikrath

ES GILT DIE SCHULDVERMUTUNG

Die Gegenfinanzierung der im März auf Regierungsebene vereinbarten Steuerreform steht auf wackeligen Beinen. Das wissen auch die verantwortlichen Politiker. Also verlassen sie sich nicht nur auf bescheidene Einsparungen und üppigere Steuererhöhungen. Nein, diesmal gibt es zu alledem eine handfeste gesellschaftspolitische Gegenfinanzierung. Die Aufhebung des Bankgeheimnisses. Diese soll nicht nur Unternehmen betreffen, sondern alle steuerlichen Prüfverfahren – also auch sämtliche Privatpersonen. Dadurch eröffnet sich der Staat im Stil eines Voyeurs den beliebigen Zutritt zum „monetären Schlafzimmer“ der BürgerInnen.

Derzeit müssen die Behörden gegenüber einem unabhängigen Richter einen begründeten Verdacht vorbringen, um Einblick in Bankkonten zu bekommen. Ein Verfahren, das die Kriminalitätsbekämpfung aus der Sicht des Justizministeriums wirksam ermöglicht. Das ist dem Fiskus – der jetzt fast zwei Milliarden aus der Betrugsbekämpfung zur Gegenfinanzierung holen soll – offensichtlich zu mühsam. Ein zentrales Bankkontenregister soll eingerichtet werden, in dem Behördenvertreter willkürlich und ohne rechtsstaatliche Prüfung durch unabhängige Richter Einblick in die Kontobeziehungen nehmen. Diese schrittweise Auflösung des Bankgeheimnisses ist ein dramatischer Eingriff in die Schutz- und Freiheitsrechte der BürgerInnen und damit ein Angriff auf eine der zentralen Säulen des liberalen Rechtsstaates. Initiiert von politischen Parteien, die in Parteiprogramm und Sonntagsrede nicht müde werden, diese Säulen und die eigenverantwortlichen BürgerInnen zu beschwören.

Die gesellschaftspolitische Wirklichkeit steht dem leider diametral entgegen: Der Angriff auf das Bankgeheimnis ist Ausdruck einer Grundhaltung der „Obrigkeit“ gegenüber den StaatsbürgerInnen, vor allem in Geldangelegenheiten: Es gilt die amtliche Schuldvermutung! Verblüffend ist jedoch, wie unaufgeregt die öffentliche Meinung mit diesem nachhaltigen Eingriff in die Privatsphäre umgeht. Während jede im öffentlichen Raum installierte Überwachungskamera zu einer Diskussion über Datenschutz und das Szenario vom gläsernen Menschen führt, wird die Abschaffung des Bankgeheimnisses von nicht wenigen dieser Protagonisten mit Freude zur Kenntnis genommen.

Mittlerweile verursacht die Video-Überwachung, etwa am Wiener Praterstern, bei den DatenschützerInnen und Bürgerrechtsbewegten mehr Aufruhr und Unbehagen als ein zentrales Kontoregister, in dem die Behörde jederzeit und ohne Wissen der Betroffenen deren Geldleben beliebig erkunden kann. Die einfache Erklärung: Geld und Vermögen sind per se verdächtig, und die Neidgesellschaft unterstellt den BürgerInnen im Zweifelsfall eher zu Unrecht Erworbenes als hart Erarbeitetes.

P.S.: In Deutschland gibt es diese Einblicksmöglichkeit der Behörden in die Bankkonten der BürgerInnen seit einigen Jahren. Ergebnis: Von Jahr zu Jahr verdoppelt sich die Zahl der Zugriffe! Die Beauftragte des Deutschen Bundestages für dieses Thema ruft in ihrem jüngsten Bericht bereits nach gesetzlicher Eindämmung dieser Behördenwillkür ...



Foto: Pfluegl

Von Armand Feka

DIE WIEDERAUFERSTEHUNG DES DORFES

Das Dorf ist tot, es lebe das Dorf. Als Idylle oftmals romantisch verklärt und von ExpertInnen zum langsamen Aussterben verdammt, bietet der ländliche Raum zahlreiche alternative und mutige Wege in die Zukunft.

Die sich ausbreitende Urbanisierung und damit verbundene massive Land-Stadt-Wanderungen lassen Einwohnerzahlen der Städte rasch ansteigen und gleichzeitig ganze Dörfer auf ein Minimum schrumpfen. Laut Daten von Statistik Austria leben mittlerweile 45,7 Prozent der ÖsterreicherInnen in Gemeinden mit mehr als 10.000 EinwohnerInnen, Tendenz steigend. Die Gründe für diesen räumlichen Konzentrationsprozess sind rasch erklärt: Die rasanten wirtschaftlichen und technischen Veränderungen der letzten Jahrzehnte haben zahlreiche neue Arbeitsplätze geschaffen – nur eben vermehrt in Metropolregionen. Dies zieht natürlich besonders junge und gut ausgebildete Menschen an, die in Scharen in die Städte strömen. Das deutsche Zukunftsinstitut will dennoch keinen „wehleidigen Abgesang“ auf das Aussterben der Dörfer halten, trotz demografischer Veränderungen und Strukturwandel. In einer Studie skizziert das Institut die Aussichten und Chancen, die der ländliche Raum bietet – zum Beispiel Dörfer als Creative Hubs und Zukunftslabore für erneuerbare Energien und neue gesellschaftliche Formen.

Da wären etwa neue Lebens- und Arbeitsentwürfe – ein urbaner Lebensstil verliert für junge StädterInnen immer mehr seine Faszination; Ursprünglichkeit und idyllische Nachhaltigkeit nehmen seine Rolle ein. Leben und arbeiten am Land ist dank erhöhter Mobilität und vor schreitender digitaler Vernetzung auch wesentlich einfacher geworden – Stichwort Home-Office. Damit verschwimmen die Grenzen zwischen Stadtleben und Dörflichkeit. Das Zukunftsinstitut nennt zudem vor allem den Öko-Boom als positives Signal. Unternehmen, die sich diesem verschrieben haben, setzen verstärkt auf „Regionalität und Direktvermarktung“, produzieren lokal und sorgen damit auch für mehr Arbeitsplätze. Das österreichische Landwirtschaftsministerium setzt ebenfalls auf diesen Trend: Heimische Betriebe, die besonders umweltschonend und nachhaltig wirtschaften, werden gezielt unterstützt.

Während Metropolen mit dem Problem von steigenden Mietpreisen kämpfen, bieten ländliche Gebiete – vor allem, wenn sie auch noch stadtnahe sind – günstige Möglichkeiten für junge Unternehmen sich eine wirtschaftliche Basis aufzubauen. Die österreichische Initiative „Zukunftsorte“ zum Beispiel hilft den Austausch zwischen Unternehmen der Kreativwirtschaft und ländlichen Regionen zu stärken. Ein weiteres Argument, das für die Dörfer spricht: Nachbarschaftliche Hilfe und Regeneration in einem entspannten Umfeld ist in ländlichen Regionen wesentlich einfacher. Das Zukunftsinstitut ortet hier viel Potenzial, Dörfer können zu „Orten der Heilung“ umfunktioniert werden und der „Silver Society“, also Menschen, die bereits in Pension, aber noch fit und aktiv sind, als kleine „Health-Zentren“ zur Verfügung stehen.

Initiativen wie diese und moderne Dorfentwicklungsstrategien, die sich an den örtlichen Rahmenbedingungen orientieren, schaffen neue Perspektiven für ländliche Gebiete. Kommt noch eine nachhaltige Kommunalpolitik und Verwaltung hinzu, hat man die besten Zutaten für eine erfolgreiche Zukunft. Ohne verödete Dorfkerne und Auswanderung.

Von Bastian Kellhofer

BERLIN, LONDON ODER WOLKERSDORF

Start-ups wollen mit ihren Innovationen die Welt erobern. Start-up-Center ermöglichen dies jungen Unternehmen mit Erfolgsdrang auch in der Region – zum Beispiel vom lauschingen Weinviertel aus.

Wo siedeln sich die hippen, rasant wachsenden Unternehmen am liebsten an? Dort, wo das Leben pulsiert und sie Anschluss an Gleichgesinnte, Infrastruktur sowie das große Investorengeld haben. Normalerweise fallen da weltbekannte Namen: Berlin soll es sein. London oder zumindest Wien. In ländlicheren Regionen hat man allerdings ganz eigene Zugänge gefunden, um die aufstrebenden JungunternehmerInnen im Land und bei Laune zu halten. Besonders gut hat das in Wolkersdorf im niederösterreichischen Weinviertel geklappt. Dort hat man auf 180 Quadratmetern ein neues Start-up-Wunderland für acht Unternehmen geschaffen. Und man nutzt alle Vorteile, die die Region zu bieten hat. Das Weinviertel zeichnet sich durch eine gewachsene und etablierte Szene von Klein- und mittelständischen Unternehmen aus. Zudem ist die Stadt gerade einmal zwölf Kilometer von Wien entfernt. Im angrenzenden Wirtschaftspark Wolkersdorf haben sich im Laufe von nur vier-einhalb Jahren 63 Unternehmen angesiedelt, die 1.700 ArbeitnehmerInnen beschäftigen.

SILICON WEINVIERTEL

Auf rund 8.000 Quadratmetern steht hier eine komplette Infrastruktur für interessierte Betriebe und Unternehmen zur Verfügung. Dort treffen etablierte, regionale Klein- und mittelständische Unternehmen auf die jungen Wilden aus der Tech-Szene. Genau diesen Mix streben die Initiatoren aus der Landesregierung Niederösterreich für die Region an. Es sollen Synergien zwischen den Betrieben entstehen. „Wir wünschen uns, dass sich die Unternehmen austauschen und gemeinsame Projekte entwickeln. So entstehen Arbeitsplätze, es wird Wertschöpfung kreiert und die gesamte Region profitiert davon“, sagt Wolfgang Seltenhammer, Leiter der Erste Bank Filialen im Weinviertel. Das Weinviertel hat sich in den letzten Jahren zu einem starken

und konstanten wirtschaftlichen Wachstumsmotor entwickelt. Der „ecoplus Wirtschaftspark Wolkersdorf“ zählt zu den dynamischsten Industriezentren im ganzen Land. Dennoch leiden vor allem IT-Unternehmen in ländlichen Gebieten bei der Suche nach MitarbeiterInnen. IT-EntwicklerInnen, Web-DesignerInnen und ProgrammiererInnen sind meist nur schwer zu bewegen, sich in einiger Entfernung zu Großstädten niederzulassen. Vor allem, weil sie sich ihre Jobs meist aussuchen können. Und da spielt der Standort eine gewichtige Rolle. Dort setzt die Initiative in Wolkersdorf an. Durch den Austausch sollen gemeinsame Projekte der Betriebe entstehen und Personal und Know-how transferiert werden.

„Die Unterstützung von Start-ups ist bereits im Gründungsgedanken der Sparkassen verankert. Wir wollen unterstützen – mit Know-how und Platz zum Wachsen“, sagt Seltenhammer. Das Start-up-Center kann bei großem Interesse dank der modularen Bauweise rasch erweitert werden. Die Miete für die Start-ups wird von der Bank übernommen, berechnet wird nur ein monatlicher Betrag von leistbaren 66 Euro pro Arbeitsplatz. Ein integriertes Gründercenter unterstützt die neuangesiedelten Unternehmen bei finanziellen Fragen.

Das sind alles Argumente, um Start-ups der Region zu bewegen, in der Region zu wachsen und dort für weiteren Aufschwung zu sorgen. Das Zentrum ist so konzipiert, dass JungunternehmerInnen dort die ersten Jahre verbringen können. Sobald sie eine gewisse Größe erreicht haben und sich nach eigenen Räumlichkeiten umschaun, werden freigewordene Plätze an neue Betriebe vergeben. „So soll peu à peu ein Netzwerk aus UnternehmerInnen aller Gewichtsklassen entstehen, die sich gegenseitig unter die Arme greifen“, erklärt Seltenhammer. Und damit rutscht Wolkersdorf wieder ein kleines Stück näher an die Metropolregion zwischen Wien und Bratislava heran.



[START-UP]

Illustration: istockphoto.com

START-UPS: Die Motivation, aus der Masse herauszustechen, ist dominant. Der unbedingte Glaube an die eigenen Fähigkeiten gegeben. Talent und Arbeitswille bilden eine perfekte Symbiose. Verschmelzen diese Kriterien mit einer innovativen Geschäftsidee, ist das Fundament für ein erfolgreiches Start-up geschaffen. Eines davon – das jeweils mit einer Sparkasse in Österreich zusammenarbeitet – werden wir in jeder Ausgabe hier vorstellen.



Von Armand Feka

Partner – Sparkasse Niederösterreich Mitte West

ARSENAL TESTHOUSE

DATEN:

Name: Arsenal Testhouse

Gründer: Thomas Sumberger

Gründung: 2013

Spezialität: Kontaktlose Kartenlösungen

Märkte: Exportquote von 95 Prozent

Am Anfang steht immer eine Idee. Im Fall von Arsenal Testhouse war es der Wille, etwas Eigenes auf die Beine zu stellen, vorhandenes Potenzial zu erkennen, und es besser zu machen. Eigenschaften, die viele ehrgeizige FirmengründerInnen teilen. So auch Tüftler und getriebener Bessermacher Thomas Sumberger, der sein Start-up – authentisch fast in der eigenen Garage im beschaulichen Michelbach in Niederösterreich 2013 gründete. Ein Prüflabor zum Testen und Zertifizieren von kontaktlosen Kartenlösungen. Das einzige seiner Art in Österreich, eines der wenigen auf der ganzen Welt.

Mit der einzigartigen Technologie werden die namhaftesten Kartenhersteller und Unternehmer beliefert, zum Beispiel Austria Card und Infineon. Selbst die berühmte „Oyster Card“ in Londons U-Bahn-Netz vertraut auf österreichisches Know-how von Arsenal Testhouse. „Ich habe mir die Branche genau angesehen, hatte einen präzisen USP, also ein perfektes Alleinstellungsmerkmal, und durch meine Erfahrungen einen sehr guten technischen Hintergrund“, erklärt Sumberger, der bei der Gründung mit 27 Jahren im besten Start-up-Alter ist. Das eigene Familienhaus in Michelbach bildet zu Beginn gleichzeitig die Firmenzentrale, ein Jahr später kommt ein Büro in Wien hinzu. Heute hat das Unternehmen eine Exportquote von 95 Prozent und baut gerade Büros in San Francisco und Hongkong auf.

Von Gerhard Pirkner

FERNAB JEDER METROPOLE

Wie finden talentierte Jugendliche in Regionen, in denen ihnen die richtigen Rahmenbedingungen fehlen, den Weg zum Erfolg? In Osttirol hat man eine Antwort darauf.

Eine hochbegabte 15-jährige Cellistin, ein junger Sportschütze, ein Stepptänzer, 17 Jahre alt und bereits ein wahrer Gene Kelly – der Reihe nach treten sie vor den Vorhang, junge Osttirolerinnen und Osttiroler, die eines eint: Sie setzen auf eine Zukunft, die auf ihre besonderen Talente gebaut ist. Sie wollen MusikerIn, SportlerIn, KünstlerIn oder WissenschaftlerIn werden, haben aber ein Problem: Osttirol ist ein Randbezirk, fernab jeder Metropole und damit auch abgeschnitten von Universitäten, Trainingszentren, Konservatorien und speziellen Bildungseinrichtungen, die Hochbegabte fördern.

Es ist eine ganz besondere Veranstaltung, die alljährlich im Frühjahr im Saal der Lienzer Sparkasse über die Bühne geht. Bunt, jung und unterhaltsam sind die Abende, an denen Sparkassen-Vorstand Anton Klocker und eine prominent besetzte Jury dem Publikum jene jungen Menschen vorstellen, die von den „Talentscouts“ der Lienzer Sparkassen Stiftung entdeckt wurden. Für die Eltern dieser Kinder und Jugendlichen bedeutet die Förderung der jungen Talente meist einen großen finanziellen Aufwand – hier hakt die Initiative der Stiftung ein. Insgesamt 10.000 Euro werden alljährlich für die acht

Gewinner des Talentscouts-Contests bereitgestellt. „Das Geld soll helfen, in der Spur zu bleiben und den eigenen Traum zu realisieren“, erklärt der Osttiroler Stiftungsvorstand Wolfgang Schneeberger. Der ehemalige Schuldirektor war vom Start weg in das Projekt involviert.

Ein erfolgreiches Beispiel ist Klara Fuchs, die als wahres Multitalent das Talentscout-Preisgeld vor zwei Jahren erhielt. Die mittlerweile 20-Jährige entwickelte sich zur erfolgreichen Triathletin, studiert jetzt in Graz Sportwissenschaft, arbeitet als Sportjournalistin und gewann vor wenigen Monaten einen österreichweiten Blogger-Award für ihren Fitnessblog. „Für mich war die Talentscout-Auszeichnung nicht nur finanziell eine echte Hilfe, weil ich schon damals zwischen dem Leistungssportzentrum Graz und Lienz gependelt bin. Es war vor allem eine Bestätigung und damit eine Motivation, weiterzumachen.“ Klara ist nicht die einzige. Derzeit peilen aus dem Kreis der sportlichen Talentscout-Gewinner gleich drei Osttiroler Jugendliche Olympiatickets für 2016 oder 2020 an. Und auch einige vielversprechende Musikerkarrieren kann der besondere Contest der Lienzer Sparkassenstiftung bereits auf sein Konto verbuchen.

Klara Fuchs, Sportstudentin, Bloggerin und erfolgreiche Triathletin, startete nach einem Talentscouts-Sieg so richtig durch.



Von Bastian Kellhofer

GETEILTE FREUDE IST DOPPELTE FREUDE

Life is sharing

Vor zwei Jahren bekam die Sharing Economy als neue, progressive Spielart des Kapitalismus eine Menge Aufmerksamkeit. Mittlerweile ist die Strömung, Dinge zu teilen, im Mainstream angekommen.

Bohrmaschinen, Rasenmäher, Heckenscheren – in der Welt fristen schätzungsweise 1,6 Billionen Gegenstände ein trauriges Dasein in Schubladen und auf Werkbänken. In jedem Haus liegen unbenutzte Güter im Wert von 2.400 Euro herum. Laut einer Forbes-Umfrage würden 70 Prozent der HausbesitzerInnen diese Güter teilen, wenn sie Geld damit verdienen könnten. Die meisten Autos stehen 23 Stunden am Tag auf Parkplätzen, und 75 Prozent aller Fahrzeuge weltweit werden nur von einer Person genutzt. 500.000 Tonnen neuwertige Kleidung landet jedes Jahr auf dem Müll, weil sie nicht gekauft wird. Inspiriert aus dieser Nutzlosigkeit haben Start-ups – die heute keine mehr sind – Geschäftsmodelle im Sinne der Sharing Economy entworfen, also der Möglichkeit, Dinge zu teilen.

Initiativen wie zum Beispiel das österreichische Useitwice stellen Lagerraum für meist ungebrauchte Gegenstände wie Bohrmaschinen und Malerleitern zur Verfügung und vermieten sie an Interessierte weiter. Ein Modell, das in vielen Großstädten schon sehr gut funktioniert.

Carsharing.at, längst geschluckt vom US-Riesen Zipcar, bietet Autos leihweise an. Rund eine Million Menschen nutzt diesen Service weltweit. Airbnb – übersetzt etwa Luftmatratze und Frühstück – vermittelt private Unterkünfte an Reisende und ist mittlerweile zur ernsthaften Bedrohung der Hotellerie-Branche aufgestiegen. Der Wert der Vermittlungsplattform liegt bei rund 18 Milliarden Euro. Lynn Jurich, der Gründer des Solar-Start-ups Sunrun, prägte den wunderbaren Satz: „Das kommende Statussymbol wird nicht durch Besitz definiert, sondern durch die Cleverness, etwas nicht besitzen zu müssen.“ Wie die Hotellerie plagt viele Branchen die Angst, dass die Sharing Economy die Sicherheitsnetze des althergebrachten Wirtschaftens zum Einstürzen bringen wird. Und die Sorge ist berechtigt. Weil über Facebook und Twitter Meinungen und Artikel geteilt werden, steht die Medienbranche vor einem der gewaltigsten Umbrüche ihrer Geschichte. Während Start-ups wie Wikifolio oder Numbers26 einzelne Finanzsegmente transparent und schnell anbieten, kämpfen so manche etablierte Finanzinstitute um digitalen Anschluss.

Diesem Trend liegt eine interessante Annahme zugrunde: dass die Ungleichheit des Besitzes auf der Erde eines Tages nicht mehr nur unmenschlich, sondern ökonomisch nicht mehr leistbar sein wird. Das klingt zwar nach alt-68er Umverteilungsfantasien, ist aber ein handfestes Thema aus dem Consulting-Bereich. Die beiden Autoren Rachel Botsman und Roo Rogers sehen im kooperativen Konsum von Wirtschaftsgütern ein Gegenkonzept zum bereits überschrittenen „Gipfel des Eigentums“ (peak ownership).

Die Vorteile liegen auf der Hand. Benita Mastofka, Gründerin der Initiative „the people who share“, weist darauf hin, dass jede Person bis zu 24.000 Euro pro Jahr durch gemeinsames Konsumieren und Teilen ihrer Besitzgegenstände verdienen kann: sei es durch Haustausch bei Urlauben oder die Vermietung des privaten Pkw. „Die Sharing Economy ist nicht nur ein pragmatischer Ausweg aus der Finanzkrise, sondern auch eine Antwort auf die Ressourcen-Knappheit auf unserem Planeten“, schreibt sie in einem Blogbeitrag auf AlterNet.

Die Sharing Economy greift auch in ganz alltägliche Prozesse ein. Der Vorstand der CeBit, Frank Pöschmann, sieht als wichtigste Dimension die Auswirkungen auf die Bürowelt an: „Die Sharing Economy hat einen entscheidenden Einfluss auf die Abläufe in Unternehmen. Das Internet ist ein Ort des Teamworks. PartnerInnen, BeraterInnen, LieferantInnen und KundInnen werden intensiv eingebunden und Teil eines vernetzten Arbeitens. Die Grenzen zwischen Unternehmen, Organisationen und KonsumentInnen werden so immer durchlässiger.“

So hält die Sharing Economy Einzug in den Mainstream. Wie selbstverständlich vermieten AnwohnerInnen in Ski-gebieten wie Saalbach ihre Zweitwohnungen via Airbnb an TouristInnen, in Linz leiht man sich eine Bohrmaschine und bringt sie mit dem geliehenen Auto nach Hause. So wird man Teil eines neu entstehenden Marktes unter KonsumentInnen, den ÖkonomInnen mit einem Wertschöpfungspotenzial von über 400 Milliarden Euro beziffern.

„Du bist wichtig, weil du eben DU bist, du bist wichtig bis zum letzten Augenblick deines Lebens, und wir werden alles tun, damit du nicht nur in Frieden sterben, sondern auch bis zuletzt leben kannst.“

Dame Cicely Saunders, Begründerin der modernen Hospizbewegung und Palliativmedizin

Von Alexandra Rosetti-Drobslaw

(EHRENAMTLICHE) HOSPIZ- UND PALLIATIVARBEIT

BIS ZULETZT LEBEN

In ihrer letzten Lebenszeit brauchen Menschen Zuwendung, Verständnis und Unterstützung. Man möchte Sterbende nicht allein lassen, sondern sie betreuen und begleiten. Die Pflege und Begleitung von schwerkranken Menschen ist eine große Herausforderung und muss nicht zuletzt aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen zunehmend organisiert werden.

Es gibt in allen Bundesländern Hospiz- und Palliative-Care-Einrichtungen: Speziell ausgebildete BegleiterInnen sind da, hören zu und helfen auf unterschiedliche Weise, damit schwerkranke Menschen spüren, dass sie als Persönlichkeit ernst genommen und geliebt werden, so wie sie sind. Auch Angehörige erhalten in dieser schweren Zeit Unterstützung. Denn sie sind oft unsicher und ängstlich, ob sie wohl alles richtig machen.

Neben der professionellen Palliativpflege und psychosozialen Begleitung wird viel Betreuungsarbeit von ehrenamtlich tätigen HospizbegleiterInnen getragen. „Ehrenamt ist einer der wesentlichsten Bausteine der Arbeit auf unserer Palliativstation. Durch Ehrenamtliche wird etwas eingebracht, was sonst nicht machbar wäre“, sagt der Präsident der Ös-

terreichischen Palliativgesellschaft Univ.-Prof. Dr. Herbert Watzke. Ehrenamtliche HospizbegleiterInnen sind überall dort zu finden, wo Sterbende und Schwerkranke sind und eine Begleitung wünschen, also im Spital, in der Palliativstation, zu Hause, im Pflegeheim, im stationären Hospiz oder im Tageshospiz. Die Arbeit im Hospiz- und Palliativbereich ist also nur möglich, wenn hauptberuflich und ehrenamtlich tätige Menschen zusammenarbeiten.

Und so kooperieren Sparkassen, Erste Bank und ERSTE Stiftung mit dem Dachverband Hospiz Österreich, um Ehrenamtliche und ihre Aus- und Weiterbildung zu fördern. Zusätzlich sind MitarbeiterInnen eingeladen, eine sechsmonatige Ausbildung zu machen und sich ehrenamtlich in der regionalen Hospizarbeit zu engagieren. Ursula

Dechant, Mitarbeiterin der ERSTE Stiftung, macht gerade diese Ausbildung und erfährt, was es heißt, menschliche Hilfe neben der fachlichen Hilfe zu leisten: „Ich empfind immer eine gewisse Hilflosigkeit bei dem Thema. Dabei geht es doch um die zunehmende Hilflosigkeit der Menschen, die wir begleiten. Und nun lerne ich, dass auch ich persönlich dazu beitragen kann, eine wertschätzende und behütende Atmosphäre zu schaffen, nämlich einen schützenden Mantel um die Menschen zu legen, dieses Bild gefällt mir sehr gut. [Palliative Care leitet sich von lat. Pallium: Mantel ab, Anm. d. R.] Und die Sorge für andere gibt letztlich auch dem eigenen Leben Sinn.“ Ihre Kollegin Sabine Tunkl von der Erste Bank ergänzt: „Ich glaube, ich kann sehr gut zuhören und mich ganz meinem Gegenüber widmen. In der Begegnung mit den Menschen, insbesondere mit Demenzkranken, geht es um Kommunikation. Wir lernen eine Beziehung herzustellen, Brücken zu bauen. Und das geht nur, wenn sich die Menschen sicher und geborgen fühlen. Es geht also um viel mehr als Sterbebegleitung, es geht um die Begleitung während der letzten Lebenszeit.“

Heute werden in Österreich schwerkranke und sterbende Menschen in 291 Hospiz- und Palliativeinrichtungen betreut. 2013 waren 3.283 ehrenamtliche MitarbeiterInnen in 156 Hospizteams tätig und haben 385.596 Stunden unbezahlte Arbeit geleistet. Mehr als 8.800 Menschen wurden allein von mobilen Palliativteams zu Hause betreut. „Ehrenamtliche stehen auch für gesellschaftliche Werte wie Solidarität und Mitmenschlichkeit“, sagt Leena Peltari, Geschäftsführerin von Hospiz Österreich. Und das entspricht letztlich voll und ganz dem Gründungsauftrag der Sparkassen und damit auch der ERSTE Stiftung.

INFO: Der Dachverband Hospiz Österreich hat einen Ratgeber für pflegende und begleitende Angehörige herausgegeben, um ihnen die Begleitung eines schwerkranken Menschen leichter zu machen. Die Broschüre kann gegen eine Spende für die Hospizarbeit beim Dachverband bestellt werden: www.hospiz.at



FÜNF FRAGEN AN ...

THE MAKEMAKES 1. WER IST EUER MUSIKALISCHES VORBILD? Prinzipiell alle Leute, die verstehen, mit Instrument und Stimme tolle Songs zu schreiben. Das fängt beim Straßemusiker unter dem Torbogen an und hört bei Jack White auf. Genauso halten wir es mit Musikstilen – in jedem Genre gibt es tolle Sachen. 2. WAS IST FÜR EUCH DIE SCHÖNE SEITE DES ERFOLGS? Wir können das machen, wofür wir leben – Musik. Wir sind wir selbst und sorgen damit auch noch dafür, dass sich Menschen wohlfühlen. Das tun wir auch ohne Erfolg, aber der ermöglicht uns, dass wir keine Zeit mit anderen Dingen verplempern müssen. 3. WAS GEHT EUCH SCHON JETZT UNHEIMLICH AUF DIE NERVEN? Es gibt sehr viele Mächte, die uns gerne verbiegen würden, die uns nach ihren Vorstellungen formen möchten. Es nervt, aber wir lassen das nicht zu, da sind wir knallhart und riechen den Feind auf 100 Kilometer bei Gegenwind. Wir sind, wer wir immer waren und werden es auch bleiben. 4. WIE WICHTIG IST EUCH GELD? Nur die Liebe macht glücklich. Natürlich steht Geld ganz oben auf der Prioritätenliste. Wir wollen unser Leben nach unseren Vorstellungen leben, wir lieben Sportwagen, edle Pferde und teure Vintage-Gitarren. Das muss man finanzieren können. 5. WELCHEN BEITRAG LEISTET IHR FÜR EINE EIN STÜCKCHEN BESSERE WELT? Musik. Wie wir schon gesagt haben, machen wir die Menschen mit unseren Songs glücklich. Wir leisten gerne einen Beitrag für wohltätige Zwecke. Das gilt nicht nur für Menschen, wir sind auch Paten einer Gibbondame im Salzburger Tiergarten.

INFO: The Makemakes sind eine österreichische Rockmusik-Gruppe, bestehend aus dem Thalgauer Sänger Dominic „Dodo“ Muhrer und den aus Mondsee stammenden Musikern Florian Meindl (Drums) und Markus Christ (Bass). Der Name leitet sich ab vom Zwergplaneten Makemake, der seinerseits nach der Schöpfergottheit Makemake in der Kultur der Osterinsel benannt wurde. Die Band trat für Österreich beim Eurovision Song Contest 2015 mit dem Song „I Am Yours“ an.



Ihr persönlicher
Rundum-Schutz

S-VERSICHERUNG

VIENNA INSURANCE GROUP

s Unfall-Schutz mit garantierter Sofortauszahlung*

* Die garantierte Sofortauszahlung bekommen Sie bei Eintritt einer von 47 Verletzungsarten.
Sofort und ohne Wartezeit!

Das ist einmalig in Österreich.

Verletzungsarten und Auszahlungsbeträge finden Sie im Antrag.

Wenn Sie mehr über den s Unfall-Schutz wissen möchten, kommen Sie in Ihre Erste Bank oder Sparkasse.

Diese Werbemitteilung ist rechtlich unverbindlich und ohne Gewähr. Sie dient als zusätzliche Information und basiert auf dem Wissensstand der mit der Erstellung beauftragten Personen zum Redaktionsschluss (05/2015). Druckfehler und Irrtümer vorbehalten.



